

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 11 (1917)
Heft: 7

Artikel: Das Unbedingte und die Wirklichkeit, unser Problem
Autor: Brunner, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Unbedingte und die Wirklichkeit, unser Problem.

Es mag kühn erscheinen, von „unserem“ Problem in der Einzahl zu reden. Ist nicht unsere Zeit ein Chaos, das von ungezählten, ungestalteten Problemen wimmelt? Ist es nicht das Merkmal unreifer Geister oder fanatischer Einseitigkeit, eines unter den Tausenden herauszuholen und emporzuheben: „Da seht, unser Problem?“ Und nun gar ein abstrakt-philosophisches Thema, eine reine Denksache, während tausend brennende praktische Fragen dringlich Lösung heischen! Aber das Menschheitsleben ist nicht aus Stücken zusammengesetzt, sondern ein einziger Organismus, und eine Hemmung des Lebens im Zentrum wird sich in unzähligen Krankheitserscheinungen in den einzelnen Gliedern äußern; ja alles Ungesunde wird schließlich seine tiefste Ursache in dieser einen Störung haben. Sie erkennen ist wertvoller, als eine noch so eingehende Erforschung und Behandlung der einzelnen Symptome. Dieses eine Grundproblem, aus dem alle andern Schwierigkeiten herauswachsen ist — das hoffen wir im folgenden zeigen zu können — eben dieses: Das Unbedingte, „Absolute“ in seinem Verhältnis zur bedingten, „relativen“ Wirklichkeit. Wer dieses Problem gelöst hätte, der besäße sozusagen den passepartout, der alle Türen öffnet. Um aber von vornherein jenen bösen Verdacht zu zerstreuen, den Philosophierende so leicht erwecken: Sie wollen die Tausendskünstler sein, die sozusagen die Weltereignisse an den Rockknöpfen abzählen können, sei betont, daß wir das Problem eben nicht endgültig lösen können, sondern zufrieden sein müssen, es klar gestellt zu haben. Eine wirkliche Lösung gibt wie in allen ganz wichtigen Dingen nicht das Denken, sondern die persönliche Entscheidung, der Glaube.

Einige vorläufige Beispiele mögen andeuten, was für ein Problem gemeint ist. Ein Wort von Goethe sagt: „Das Gute ist der Feind des Bessern,“ ein anerkanntes Sprichwort dagegen: „Ein Spatz in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach.“ Ein angesehenener Volksmann erklärte mir kürzlich: Der Bierimport habe in unserem

Land sehr günstig gewirkt, da er den weit schädlicheren Schnaps zurückdrängte; der radikale Abstinenz wird aber unbeirrt fortfahren Bierimport und Konsum nach Kräften zu bekämpfen. Jedem Christen ist es klar: du sollst nicht töten, es ist Sünde. Aber „unter Umständen wird die Sünde zur Notwendigkeit, um hohe Güter zu wahren“. Es gibt Kriegspredigten, es gibt Zuchthausgeistliche. Es gibt idealgesinnte Politiker, die um gute Ziele zu erreichen bedenkliches tun und zulassen müssen. Philanthropen und christliche Wohltäter sind genötigt Geld anzunehmen, an dem Blut klebt. Ernste Idealisten befürworten den brutalen Militarismus und Imperialismus als notwendigen Schutz der Kultur. Kirchen und Geistliche nehmen staatliche Macht- und Gewaltmittel in Anspruch in ehrlichem Gehorsam gegen den Gott der Liebe und Freiheit; unsere ganze Kultur zeigt sich als ein Centaur, der nicht bestehen kann ohne das, was er verachtet; darum predigen ernsthafte Christen Absage an diese ganze Kultur um des reinen Guten willen — das doch ohne diese Kultur undenkbar scheint. Und wie in den höchsten, wichtigsten Gebieten und Zielen des Menschheitslebens, Staat, Kirche, Sozialpolitik, tritt uns dieses eine Problem auch im Alltäglichen und Kleinsten entgegen: Darf ich Schuhe kaufen, aus einer Fabrik, die schlechte Löhne zahlt; mein Geld in einer Bank anlegen, die es nach rücksichtslos kapitalistischen Grundsätzen verwenden wird; mich im Berufs- und Geschäftsleben gewisser Mittel bedienen, die mein Gewissen nicht anerkennt, aber ohne die ich nun einmal meinen Beruf nicht ausüben kann? „Wer den Zweck will, muß die notwendigen Mittel wollen,“ sagen die einen; „aus Bösem kann nie Gutes wachsen,“ sagen die andern. Die einen schwören auf geschichtliches Denken; die andern versteifen sich auf unabänderliche Prinzipien. Die einen wollen sich von dem, was unbedingt gut ist nichts abmarkten lassen und glauben, daß auch die härteste Wirklichkeit ihm unterworfen werden könne, weil das ihre Bestimmung sei; die andern verhindert ihre Wahrhaftigkeit, sich der Illusion hinzugeben, daß man ohne Kompromisse auskomme. Das ist das Problem, unter dessen Schwere die besten Geister unserer Zeit seufzen und das auch von uns fast stündlich irgend eine provisorische Lösung heischt; so ist es wohl nicht ungerechtfertigt, ihm einmal eine Stunde ernstem Nachdenkens zu opfern.

Das Unbedingte tritt uns in dreifacher Gestalt entgegen: Als sittliche Forderung, als geschichtliche Wirklichkeit und als etwas, was hinter der Erscheinungswelt verankert ist, als metaphysisches Prinzip.

Das Unbedingte als sittliche Forderung.

Wollen wir es verstehen, so müssen wir von der ersten Gestalt ausgehen, vom Ethos. Denn im sittlichen Erlebnis wird das Unbedingte eine ganz persönliche Erfahrung. Es gibt einen kategorischen Imperativ, jenes unableitbare, ganz auf sich selber beruhende: Du sollst.

Kategorisch oder unbedingt nannte Kant diesen Imperativ, weil er eben, im Unterschied von allem Handeln aus Nützlichkeitsbetrachtungen nicht aus irgendwelchen natürlichen Begehren abgeleitet werden kann, und weil dabei sein Geltungsanspruch nicht von Umständen, Bedingungen abhängt, sondern ganz auf sich selber beruht. Du sollst wahrhaftig sein, nicht weil das für gewisse Zwecke nützlich ist; sondern: du sollst wahrhaftig sein schlechtthin. Ich denke, die Leser dieser Blätter werden mir gern den genaueren Nachweis erlassen, daß Kant mit dieser Formel einen unleugbaren Tatbestand unseres geistigen Lebens richtig zum Ausdruck gebracht hat, und daß alle Versuche, die Forderung des Gewissens auf Nützlichkeitsbetrachtungen oder bloß natürliche Begehren zurückzuführen, gescheitert sind. Der Begriff der Pflicht ist nicht nur die Abkürzung eines Rechenexempels mit Lust- und Unlustgefühlen, sondern der Ausdruck dafür, daß es selbständige geistige Werte gibt, die allen natürlichen Werten überlegen, also unbedingt sind. Gute Gesinnung ist nicht darum wertvoll, weil sie nützlich ist, sondern weil sie in sich selber überlegenen Wert hat, sie ist ein Selbstwert, der als solcher unmittelbar einleuchtet, oder wie der viel mißverständene tiefe griechische Ausdruck lautet: weil es schön ist gut zu sein. Auf diesem Boden steht, auch wenn die Formulierungen im Einzelnen auseinandergehen, alle idealistische Lebensanschauung, selbstverständlich auch das Christentum. Das Unbedingte ist ein unveräußerliches Element unseres menschlichen Lebens. Ja noch mehr: Es ist's, was unser Leben überhaupt erst zu einem menschlichen, zu einem Personleben macht. Denn Persönlichkeit kommt eben nur zustande durch freiwillige Unterwerfung unter jenes Unbedingte. Die Persönlichkeit, die Seele, lebt vom Unbedingten; es preisgeben wäre gleichbedeutend mit dem Untergang menschlichen Lebens im Unterschied von tierischem.

Gute Gesinnung haben ist das unbedingt Notwendige, so lautet der kategorische Imperativ, d. h. in jedem Fall, wo mit dem sittlichen Motiv andere konkurrieren, natürliche Begehren oder Nützlichkeitsbetrachtungen, ist dem Sittlichen ohne weiteres der Vorzug zu geben. „Es ist nicht rätlich etwas gegen sein Gewissen zu tun,“ sagt der große Held des Gewissens, obschon er weiß, daß er damit sein Leben aufs Spiel setzt. Für den bewußt sittlichen Menschen scheint also ein Konflikt zwischen dem Sittlich-Absoluten und dem Natürlich-Relativen ausgeschlossen: Gute Gesinnung zu haben ist unbedingt, sans phrase, schlechterdings notwendig. Es scheint so. Aber nun: was ist gute Gesinnung? Diese Frage ist die Tür zu einer Welt von Schwierigkeiten. Ist nicht das Gute je nach Umständen etwas anderes, ja geradezu entgegengesetztes. Ist nicht z. B. die Milde, die ich einem gedrückten Unglücklichen schuldig bin, Unsittlichkeit gegenüber einem herzlosen Leuteschinder? Das gleiche sittliche Gesetz, das mir Offenheit gegen den vertrauten Freund gebietet, verlangt von mir unerbittliche Verschlossenheit gegenüber einem andern.

Sehen wir uns die Sache genau an! Denn dieser Uebergang vom allgemeinen sittlichen Imperativ zu seiner konkreten Anwendung ist einer von den kritischen Punkten, über die große Unklarheit herrscht. Es scheint sogar Kant, der strenge Philosoph des Unbedingten, in seiner Haupt-Formel: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann“, dem Relativismus Tür und Thor zu öffnen. In schlichtes Deutsch übersetzt heißt jene Formel: „Was ihr wollt das euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen.“ Die Sittlichkeit besteht also in der Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der andern. Dadurch wird also das sittliche Handeln von den wechselnden Bedürfnissen der Menschen abhängig gemacht, und damit selber etwas bedingtes. Veränderlich, von wechselnden Umständen abhängig ist erstens einmal das leibliche Wohlsein, das mir zu befördern befohlen ist. Dem Frierenden muß ich Wärme spenden, dem Erhitzten Kühlung, den Hungrigen soll ich reichlich speisen, dem Kranken gegen sein Verlangen Speise vorenthalten. Veränderlich ist weiter das Verhältnis des Leiblichen zum Geistigen. Vor aller körperlichen Unbill sorglich behüten ist durchaus nicht immer im Interesse des Geistes; man denke nur an Abhärtung, Askese, und vor allem an die sittliche Bedeutung der Strafe. Veränderlich und individuell verschieden ist drittens der Geist selbst und seine Bedürfnisse. Was für den Erwachsenen wahr ist, ist unwahr dem Kind gegenüber. Womit ich den feinen gebildeten Städter ehre, erwecke ich im schlichten Bauern Mißtrauen. Jeder Seelenarzt und Menschenführer wird uns bestätigen, daß er, um dasselbe zu erreichen, jeden Einzelnen auf ganz besondere Art behandeln müsse. Ich möchte darum diesen dritten Faktor kurzerhand den pädagogischen nennen, die Rücksichtnahme auf die bedeutsame Tatsache, daß der Geist selber etwas werdendes, reisendes, wachstümlisches ist. Durch diese dreifache Rücksichtnahme wird das sittliche Leben etwas unendlich vielgestaltiges, der wahre Proteus, den keine noch so ausgeführte Kasuistik erschöpfend darstellen kann; nirgends spielt das „je nach Umständen“ eine größere Rolle, als in dem Gebiet, von dem wir anfänglich sagten, es sei das Gebiet des Kategorisch-Unbedingten. Und zwar eine durchaus wesensnotwendige Rolle. Gott selber muß, menschlich gesprochen, so handeln; dem einen Hartes ersparen, den andern durch Schmerzen erziehen, zu den Kindern kindlich und zu den Weisen weise reden. — So gibt es also nichts was unbedingt, unter allen Umständen gut, und ohne Rücksicht auf irgendwelche natürlichen Bedingungen Pflicht wäre? Sehen wir wohl zu, daß wir nicht einem Mißverständnis zum Opfer fallen! Ein Dreieck kann zwar tausenderlei Formen annehmen, es kann rechtwinklig, stumpfwinklig, gleichseitig, ungleichseitig usw. sein, — aber es kann nie 2 oder 4 Seiten haben. Das Gute kann freilich unendlich viele Kleider tragen, aber nicht jedes Kleid. Man denke sich zur Verdeutlichung eine auf die Spitze gestellte Pyramide, deren Seiten im Unendlichen verschwinden, so gibt es freilich unendlich viele Raum-

teile innerhalb dieser Pyramide, aber darum liegt nicht jeder Raumteil darin, sondern eine Anzahl liegen deutlich sichtbar außerhalb. So ist's mit dem Guten. Das Gute bedingt je nach Umständen ein anderes Handeln, aber nicht jede denkbare Handlungsweise kann unter Umständen gut sein. Die gute Gesinnung schließt von vornherein eine Anzahl von Handlungsweisen als unter allen Umständen unsittlich aus. Brutalität, Rachsucht, Untreue, Haß usw. sind nie und nimmer sittlich. Wie die viereckige Form dem Begriff des Dreiecks, so widersprechen sie dem Wesen des Guten. Denn dieses ist eben trotz seiner vielgestaltigen Aeußerungen in sich selber immer dasselbe: Achtung vor der Persönlichkeit des Mitmenschen, Anerkennung seines Rechtes, als Mensch behandelt zu werden, als Selbstzweck und nicht bloß als Mittel. Also nur darum gibt es wechselnde Formen des Guten, weil das, wodurch ich meinem Mitmenschen sittliche Achtung bezeugen kann, je nach den Umständen, etwas verschiedenes ist. Der Stoff der Handlung, in den ich meine Rücksichtnahme auf ihn kleide, ist ja an und für sich so gleichgültig, wie ob ich meine Schulden in Silber oder Papiergeld zahle. Es ist immer und überall das eine: die Rücksichtnahme, die geflissentliche Beförderung des höchsten Interesses des andern, oder wie das Evangelium sagt: die Liebe.

Und was nun jene wechselnden Umstände betrifft, so ist eben — denken Sie an die Pyramide — ihre Mannigfaltigkeit zwar unendlich, aber nicht grenzenlos. Der Mensch kommt in die Lage, um seines höchsten Interesses willen gar verschiedenartiges zu bedürfen; aber nie ist in seinem Interesse, brutal und rücksichtslos behandelt, beneidet, beargwöhnt, als Tier betrachtet, als bloßes Ding gewertet zu werden; umgekehrt ist immer, unter allen Umständen in seinem Interesse, wenn er als Mensch geachtet, wenn er mit Interesse von andern beobachtet wird, wenn seine berechtigten Ansprüche erfüllt werden usw. Aus diesen konstanten negativen und positiven Bedingungen ergeben sich deshalb auch konstante sittliche Pflichten und Verbote, die absolut sind wie der kategorische Imperativ selbst. Treu, hilfsbereit, selbstlos sein, ist immer sittlich geboten, und erleidet nicht die geringste Ausnahme. Es gibt also nicht nur einen kategorischen Imperativ, sondern kategorische Imperative, die freilich nie etwas anderes sind als Spezialformen des Allgemeinen: Liebe. So sind wir nun wieder auf der ersten Position angelangt: Das Sittliche ist absolut, nicht relativ. Aber nun, nachdem wir dem Sittlichen seine Unbedingtheit oder Absolutheit zurückgegeben haben, erhebt sich erst recht riesengroß vor uns jene Frage: Wird sich die Wirklichkeit diesem Ethos fügen, ist es möglich für den Einzelnen, für die Gemeinschaft, so wie jetzt die Dinge liegen, mit dieser Sittlichkeit zu leben, nicht zu grunde zu gehen?

Es sei mir gestattet, zunächst nochmals auf jenen Gedanken zurückzugreifen, den wir das pädagogische Moment genannt haben, diesmal in etwas engerer Fassung: Das Rechnen mit der Tatsache der sitt-

lichen Unreife. Wir sagten, diese Rücksichtnahme sei nicht nur erlaubt, sondern geboten. Aber dieses Gebiet ist auch ein wahres Schlupfloch für alle Relativisten. Denken Sie nur einmal, in welchem Maße die katholische Kirche diese „sittlich erlaubte Anpassung“ gebraucht und mißbraucht hat. Wie hat sie jenes paulinische Wort: „den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche“, und jenes andere von der „Milch“ und der „festen Speise“ ausgebeutet. Gibt es irgend einen katholischen Mißbrauch, oder Aberglauben, der sich nicht mit diesem Schilde decken ließe? Es gibt also auch eine Hypertrophie der Pädagogik, das heißt eine Anwendung des pädagogischen Gesichtspunktes dort, wo nicht er hingehört, sondern der sittlich-rigoreuse, der mit sittlicher Mündigkeit rechnet. Dasselbe aber, was die katholische Kirche, nur nicht so systematisch und großzügig, tun viele protestantische Kirchenleute, sowie Politiker, Gelegenheitspolitiker und andere Menschenführer. Man tastet gewisse Bräuche, Anschauungen, Rechtsformen, die einer strengen sittlichen Beurteilung nicht standhalten, darum nicht an, weil doch „ein Segen drin liegt“, weil das Volk das Höhere ja doch nicht begreift, weil es so etwas nötig hat, weil man „das Kind nicht mit dem Bad ausschütten“ darf. Diese ganze Denkweise beruht auf einer irrtümlichen Anschauung über das Verhältnis von Geist und Natur und vom Wesen des geschichtlichen Werdens, die wir im zweiten Teil etwas unter die Lupe nehmen müssen. Vorderhand nur soviel: Es ist genau die Praxis der katholischen Kirche, und wie die ihre, Pädagogik am falschen Ort, unberechtigter Verzicht auf die volle sittliche Forderung, Unsittlichkeit.

Ist dies mehr ein Problem der sittlichen Urteilskraft, d. h. der richtigen oder unrichtigen Anwendung eines sittlichen Prinzips, so entsteht nun ein weit schwierigeres aus einer Erkenntnis prinzipieller Natur: Daß die gegebene Welt ein sehr sprödes und wohl nicht zu bearbeitendes Material für die sittliche Tätigkeit ist. Nehmen wir als typisches Beispiel dieser Schwierigkeit das heutige Erwerbsleben. Glaubt irgend ein Einsichtiger daran, daß im heutigen Konkurrenzkampf ein Kaufmann bestehen kann, der sich streng an die Gesetze der Sittlichkeit hält? z. B. ein idealgesinnter junger Mann, der von seinem Vater als Erbe einen Großbetrieb und die Anteilschaft an einigen großkapitalistischen Unternehmungen antritt? Es ist einfach ausgeschlossen. Ein Krämer in einem Dörfchen kann es vielleicht, er nicht. Die Verhältnisse sind stärker als er; es bleibt ihm nur die Wahl, den kategorischen Imperativ auf eine bürgerliche Durchschnittsmoral zurückzuschneiden, oder aber auf sein Erbe zu verzichten. Woher kommt diese Schwierigkeit? Man könnte zunächst denken, sie läge in der Natur. Die Natur, sagen viele, ist nun einmal so eingerichtet, daß sie ihre Güter, die notwendigen Existenzmittel dem nicht hergibt, der nach den Geboten der absoluten Ethik lebt und handelt. Das ist offenbar unrichtig. Ein Robinson auf einer einsamen Insel wird als Ackerbauer imstande sein, ohne Verletzung sittlicher Normen sich durch-

zubringen. Nein, die Schwierigkeiten liegen in der Tatsache des Zusammenlebens von Menschen in der Abhängigkeit von der Natur. Tausend Robinsone auf einer kleinen unfruchtbaren Insel müssen entweder mit einander verhungern, oder, wenn sich nicht einige freiwillig opfern, einen Kampf ums Dasein miteinander kämpfen auf Leben und Tod. Aber dieser Fall ist nicht die vollkommene Analogie zur menschlichen Gesellschaft. Es gibt kein Land der Erde, wo irgend jemand, der sittlich leben will, hungers sterben müßte, darum, weil nicht genug für ihn da wäre. Diese Notlage erwächst erst aus der Tatsache der menschlichen Selbstsucht, die darin besteht, daß einige mehr als sie brauchen in ihren Besitz bringen und diesen Besitz gegen die ebenso gerechtfertigten Ansprüche der andern mit unsittlichen Mitteln verteidigen, sodaß den andern nur die Wahl bleibt, ihrerseits zu unsittlichen Gegenmaßregeln zu greifen, oder Märtyrer des Gewissens zu werden. Und ebenso wie die Existenzmittel, werden durch die Unsittlichkeit, die Bosheit, Schwachheit und den Irrtum der andern, alle sittlichen Güter wie Ehre Familie, Freiheit, Arbeitsmöglichkeit bedroht.

Mit allen diesen Störungen müssen wir nicht nur als mit Möglichkeiten rechnen, sondern das ganze geschichtliche Leben, die Zustände, in die wir alle hineingeboren werden, sind ja tatsächlich durch diese bösen Mächte aufs stärkste bestimmt, gemodelt und diese selbst sind auch in jeder Sekunde und überall an ihrer Arbeit. Es ist klar, daß an und für sich der Zwang und die Gewalt unsittlich sind. Denn durch Gewaltanwendung behandle ich den Menschen als Ding, nicht als Persönlichkeit. Es ist darum auch klar, daß ein sittlich vollkommener Mensch, wenn er die Wahl hat, entweder das, was er zum Leben braucht, einem Gewalttätigen herzugeben, oder ihn zu töten, das erstere wählen und zum Märtyrer werden würde. Das größte Beispiel und Symbol dieser Tragik ist ja das Kreuz. „Lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun,“ und Gewaltanwendung, Töten — und wenn auch in der Notwehr — ist ja unvereinbar mit sittlicher Gesinnung gegen den, den ich töte. Jesus hat das in der Bergpredigt auch mit Worten deutlich genug ausgesprochen. Aber schon höre ich den ungeduldigen Einwand: Aber so ist ja ein menschliches Zusammenleben und der Aufbau einer Kultur überhaupt nicht möglich; so liefern wir uns einfach den Bösewichtern ans Messer und das Resultat ist eine Auslese der Gewalttätigsten. Nun ja, das ist eben das Problem, die ungeheure Schwierigkeit.

Wenn man nur das einmal anerkennen, einen Augenblick dabei stillstehen und diese ungeheure Tragik auf sich wirken lassen wollte, die darin liegt, daß das Gute nicht möglich ist! Wenn man nur nicht immer gleich dieses „Nicht möglich“ als Sprungbrett benützte, das einen mit leichtem Schwung über die Schwierigkeit hinweg hebt. Im kategorischen Imperativ, im Ethos des Unbedingten gibt es eben gar keinen Raum für „möglich“ oder „nicht möglich.“ Das reine Gute fragt nun einmal nicht nach möglich und unmöglich. Es stoßen hier

zwei wesensfremde Gebiete zusammen. Wenn man das Mögliche zum Prinzip der Ethik machen wollte, wären damit alle Märtyrer, allen voran Jesus Christus, als unsittliche Menschen hingestellt, da sie es ja unterließen, nach dem obersten Prinzip der Sittlichkeit, dem, was im Zusammenleben eine Kultur möglich macht, zu fragen. Man lese Tröltzsch's „Soziallehren“, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sich die besten Geister von Paulus, Thomas Aquinas, Luther bis auf Rierkegaard und Ibsen an diesem Problem wund gerieben haben. Dann werden wir eines nicht mehr können: mit einem „nicht möglich“ leichthin zur Tagesordnung übergehen.

Luther hat z. B. den Versuch gemacht zwischen der Privatmoral und der Amtsmoral zu unterscheiden, indem er sagt: Ich als Christ, mein eigenes Leben betreffend, handle nach dem unbedingten Gebot der Bergpredigt. Aber als Glied der Kulturgemeinschaft lasse ich mich leiten durch jenes „nicht möglich.“ Eine glatte Lösung ist das nicht; es gibt überhaupt bis dato keine und man wird deshalb auch von mir keine verlangen. Aber jedenfalls spricht sich darin beides aus, worauf es jetzt ankommt: Erstens, daß hier ein furchtbar schweres Problem vorliegt; zweitens, daß nur mit Verzicht auf die strenge sittliche Forderung ein Gemeinschafts- und Kulturleben möglich wird. So kommen wir denn also — mit einem Sprung — ins Reich der Kompromisse. Wir brauchen den Staat,¹⁾ das Recht, die Zwangsorganisation, trotzdem sie alle mit einem Moment des Unsittlichen behaftet, ja vielleicht zur Hälfte unsittlicher Natur sind. Aber das Kulturleben muß bei der Unsittlichkeit noch ganz andere Anleihen machen. Wir müssen hier einen neuen Begriff einführen, an dem uns das besonders klar werden wird: den Begriff der sogenannten sittlichen Güter. Er ist nicht ein rein sittlicher Begriff; denn in abstracto ist ein sittliches Leben denkbar ohne sittliche Güter, wie Familie, Staat, Kulturgüter. Aber eben nur in abstracto, höchstens für einzelne seltene sittliche Helden, nicht für uns mittelmäßige Menschen. Die sittliche Entwicklung der Menschheit ist nur möglich durch Wahrung der sittlichen Güter. Die Gesetze aber, deren Befolgung zur Erhaltung sittlicher Güter notwendig ist, sind nun nicht mehr sittliche Gesetze, sondern Naturgesetze, technische Gesetze. Wie es technische und nicht sittliche Regeln sind, die bestimmen, wie man sich vor Kälte schützt, so auch diejenigen, welche bestimmen, wie man eine Familie, einen Staat, eine Organisation schützen und erhalten muß. Diese Regeln können nun in Konflikt treten mit den eigentlichen sittlichen Normen. Der Krieg ist dafür das drastischste Beispiel. Was für eine Unsumme von Unsittlichkeit — Uebertretung sittlicher Gebote — ist notwendig, um das sittliche Gut Staat zu erhalten, wie die Dinge heute liegen, von der einfachen Feldschlacht bis hinab zu den Repressalien an Kriegsgefangenen

¹⁾ Ob dies der heutige Staat oder ein freieres Gebilde der Zukunft sei, ist in diesem Zusammenhang gleichgültig.

und Zivilpersonen. Oder wieder was für stinkende Mittel braucht — muß brauchen — ein heutiger Staatsmann, um des einen sittlichen Gutes: Staat willen. Wie hat ein Christ wie Gladstone unter diesem Zwiespalt gelitten! Aber auch jedes andere sittliche Gut hat gleichsam als Eingangspforte ein laudinisches Joch, wo sich der aufrechte sittliche Mann erniedrigen muß, um hineinzukommen. Und nun besteht ja der größte Teil unseres ganzen Lebens in der Erhaltung solcher sittlicher Güter — durch Kompromisse. Seien wir doch nicht so selbstgerecht in unserem Urteil über die Jesuiten wegen ihres Sazes: Der Zweck heiligt die Mittel. Ist doch unser ganzes Kulturleben auf diesem Satz aufgebaut und vergeht kein Tag, wo wir uns nicht diesem Gesetz unterwerfen. Wiederum möchte ich auf Tröltzsch hinweisen, der uns zeigt, wie die ganze Geschichte des Christentums die Geschichte davon ist, wie die Kirche ein Ideal, einen sittlichen Ruhmes-titel nach dem andern hat preisgeben müssen, um in dieser harten Welt überhaupt existieren zu können. Eine Geschichte voller Tragik ist es, nur eine andere Art von Tragik als das Kreuz Christi.

Aber nun, wollen wir dieses „Muß“ wörtlich gelten lassen, uns der Notwendigkeit des Kompromisseschließens widerstandslos preisgeben? Um auf diese Frage Antwort geben zu können, ist es notwendig, neben der prinzipiell-ethischen eine andere Betrachtungsweise zu Hilfe zu nehmen, die geschichtliche, oder geschichtsphilosophische Betrachtung.

2. Das Unbedingte als geschichtliche Wirklichkeit.

Wer von der Möglichkeit oder Nichtmöglichkeit des Guten in dieser Welt spricht, nimmt damit — nolens, volens — einen philosophischen Standpunkt ein; die Fragestellung: Was ist nötig, damit die geschichtlich-sittlichen Güter erhalten werden, ist eine geschichtsphilosophische. Es liegt ihr die allgemeine Frage zu Grunde: wie verhält sich das Ethos, das Absolute zu der Tatsache der Entwicklung, des geschichtlichen Prozesses. In dieser Gedankensphäre hat die Neuzeit eine große Umwälzung gebracht: An die Stelle einer schulmeisterlich doktrinären Betrachtungsweise ist die kausal-evolutionistische getreten. Man beurteilt nicht mehr die Ereignisse und Entwicklungen der Vergangenheit, sondern man sucht sie zu begreifen als Wirkungen gegebener Ursachen. Und da man doch die Tatsache der Wertverschiedenheit gewisser Epochen nicht bestreiten kann, nimmt man den Gedanken der Entwicklung zu Hilfe. Es ist alles notwendig so geworden; und zwar hat sich das Höhere aus dem Niedrigeren entwickelt. Diese Idee bedeutet einen ganz gewaltigen Fortschritt. Denken wir etwa daran, wie man früher die außerchristlichen Religionen samt und sonders in einen Tigel warf mit der Aufschrift: greuliches Heidentum, und wie wir seit Herder und Hegel gelernt haben, diese niedrigen Religionsformen als Vorstufen der höheren zu betrachten und wertzuschätzen, so springt der Fortschritt des Denkens in die Augen. Dadurch wird der Kreis dessen, an dem wir Freude haben können und das wir ver-

stehen, gegenüber der alt-orthodoxen Theorie von der „verdammten Rote“ ungeheuer viel größer und unser Urteil gerechter. Es ist nun einmal das allmähliche Werden auch des Geistes eine Tatsache, und nicht eine Erfindung der Historiker. Aber dieser Fortschritt hat auch seine Rehrseite, seine große Gefahr. Wir sind nämlich mit dieser historischen Betrachtungsweise dahingelangt, daß wir nachgerade alles als notwendig verstehen, und uns jenes tiefe aber gefährliche Goethewort zum Leitwort nehmen: „Alles begreifen heißt alles verzeihn“, oder wie Hegel es sagt: „Alles Wirkliche ist vernünftig.“ Auf diese Weise entsteht der historische Relativismus, oder Historismus, einer unserer großen modernen Kulturschädlinge oder Geisteskrankheiten. Schauen wir ihn uns etwas näher an. Als Beispiel gelte die Geschichte der nachapostolischen Kirche. Die lutherisch-orthodoxe Anschauung sieht in dieser Entwicklung des primitiven Christentums zur katholischen Papst- und Kultuskirche einen großen Abfall; das Papsttum ist der Antichrist. Bei aller Härte und offenbaren Ungerechtigkeit ist in dieser Geschichtsauffassung viel mehr Wahrheit, als in der des modernen relativistischen Historikers, der ein solches Werturteil überhaupt nicht gestattet, sondern behauptet: alles verstehen heißt alles verzeihn. Es mußte so kommen; da walten geschichtliche Gesetze. Ohne weiteres ist der moderne Mensch geneigt, eine solche Betrachtung für wissenschaftlicher und also für richtiger zu halten. Und doch hat auch hierin das naive Empfinden wieder einmal, wie so oft, das größere Recht auf seiner Seite, als die Wissenschaft. Jene historischen Gesetze beruhen nämlich zum großen Teil auf verhängnisvollen Irrtümern; der Satz „es mußte so kommen“ ist meistens falsch. Natürlich gibt es historische Gesetze. In ihnen spricht sich einfach die Konstanz der Menschennatur aus. Wenn gewisse Bedingungen gegeben sind, wird z. B. ein Volk, eine kirchliche Gemeinschaft so und so handeln. Das sind Erfahrungsgesetze, die uns die Geschichte mit unzähligen Beispielen belegt. Aber sie beziehen sich vielmehr auf die Naturseite des Menschenlebens als auf die geistige. Je mehr wir ins Geistige kommen, desto lockerer wird der Kausalzusammenhang, desto unsicherer alle Gesetze. Haben wir es dabei vollends mit dem Zentrum des geistigen Lebens, eben mit dem Sittlich-Absoluten zu tun, so wird alle Aufstellung von Gesetzen zu einer Täuschung des Publikums. Um auf unser Beispiel zurückzukommen, so rechnen die Historiker mit dem Abflauen des ursprünglichen sittlich-religiösen Impulses, der von Jesus her wie eine gewaltige Flut in die Welt gekommen war, als mit etwas Selbstverständlichem, „was so kommen mußte.“ Also die sittliche Trägheit, die Anomalie, das Böse soll begriffen werden können, notwendig sein. Gewiß, sie sind begreiflich; post festum erscheint es so, als ob es so hätte kommen müssen. Aber es scheint nur so. Diese Theorien rechnen nicht mit der irrationalen Tatsache der Freiheit. Es war keine geschichtliche Notwendigkeit, sondern Schuld, daß der ursprüngliche sittliche Ernst aufhörte. Der Relativist stellt sich jenen urchristlichen Geist

vor wie ein gegebenes Quantum, das sich mit der Zeit, wie der Inhalt eines Fasses, erschöpft. Aber darin liegt eben der Fehler: der sittliche Geist ist nicht etwas gegebenes, sondern Freiheitstat.

Der Historist schließt geradezu aus den mehr oder weniger kraftvollen Aeußerungen dieses Geistes auf die Stärke des ursprünglichen Impulses. Wie falsch das ist, möge ein Hinweis auf unser eigenes individuelles Leben verdeutlichen: Wer von uns muß nicht zugeben, daß er jederzeit sittlich weniger leistet, als er könnte. Wir könnten nun offenbar auch noch weniger leisten, aber dann würde der Historist dies wiederum begreifen und sagen: er konnte nicht anders; es ergibt sich aus seinem Charakter. So kommen geschichtliche Gesetze, Notwendigkeiten zustande!

Solange sich nun dieser Relativismus auf die Betrachtung der Vergangenheit beschränkt, ist er nur die wenig schädliche Rehrseite eines offenbaren Vorzugs, eben des geschichtlichen Verstehens und gerechter Wertschätzung. Zu einer wahren Landplage und geistigen Pest wird er aber, wo er auf die Betrachtung der Gegenwart und Zukunft einen unberechtigt großen Einfluß gewinnt. Hier haben wir es nun zu tun mit dem sogenannten geschichtlichen Denken. Natürlich gibt es ein berechtigtes geschichtliches Denken, d. h. eine berechnigte Fruchtbarmachung geschichtlicher Erkenntnis für das Gegenwartsleben. Gehen wir wieder vom Individuellen aus: Es ist durchaus in der Ordnung, daß wir im Verkehr mit Menschen uns mitbestimmen lassen durch die Erfahrungen, die wir an ihnen gemacht haben, d. h. von ihrer Vergangenheit auf ihr zukünftiges Verhalten Schlüsse ziehen. Aber es ist falsch, nur auf Grund dieser Erfahrungen zu handeln; es ist umso falscher, je mehr wir es mit dem Innern des Menschen zu tun haben. Niemals ist aus den ersten 30 Jahren eines Menschen zu erschließen, wie er sich im 31. Jahre verhalten wird. Aus dem nichts sagenden jungen G. F. Meyer ist wie über Nacht der geistvolle Dichter geworden, aus dem Saulus ein Paulus, aus dem leichtlebigen Cavaliere Francesco der hl. Franz. Solche Katastrophen oder Revolutionen spotten aller historischen Gesetze. „Der Geist wehet wo er will, du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Hier bricht etwas neues in die Erfahrungswelt hinein; hier ist das Nachher so wenig aus dem Vorher abzuleiten, wie das Meisterbild aus den Farben auf der Palette und der Leinwand auf der Staffelei. Dieses Schöpferische, Unberechenbare, die Revolution ist eben auch eine Tatsache, und nicht eine Erfindung der Schwarmgeister.

Hier versagt das geschichtliche Denken vollkommen. Denn der historische Relativismus sagt eben: weil es gestern so war, muß es heute so und übermorgen so sein. Er leugnet ja nicht den Fortschritt, das Neue; aber er gestattet nur einen mäßigen Fortschritt; Schritt für Schritt, keine Sprünge. Mit Verlaub, was ist ein Schritt und was ein Sprung? War das Auftreten Jesu Christi und die Umwälzung der Welt durch ihn in 200 Jahren ein Schritt oder ein

Sprung? Und die Reformation? Und das Aufkommen des deutschen Idealismus? — Und wiederum: man will nur ein Neues zubilligen, das nicht ganz neu ist, nur berechenbar neues. Als ob nicht alles Neue ganz neu und vom Alten durch den Graben Unendlichkeit getrennt wäre. Neu und unableitbar ist dasselbe; alles Neue ist unberechenbar, unboraussehbar. Und Neues, Unberechenbares gibt es überall da wo Leben ist und erst recht da wo geistiges Leben ist. Nur das Tote läßt sich berechnen; nur die Bewegungen des Toten, d. h. das Mechanische, Automatische, Maschinenähnliche läßt sich vorauskonstruieren; nur dort gibt es keine Ueberraschungen, schöpferische Einbrüche und Durchbrüche. Nur vom Toten, Ungeistigen kann man schließen: weil es gestern so war, muß es heute so sein; das Lebendige aber besteht aus lauter Ueberraschungen. Und darum gibt es keine falschere Geschichtsphilosophie, als die, die bewußt oder unbewußt jenem geschichtlichen Denken zu Grunde liegt: „es gibt nichts neues unter der Sonne.“ Die geschichtlich Denkenden lassen das Neue, das sie anerkennen, immer an Gesetz und vorgeschriebenes Maß gebunden sein. Aber in dem Maß, als sich das Neue so behandeln läßt, ist es eben nicht neu, sondern eine bloße Umgruppierung des schon vorhandenen. Das läßt sich dann freilich nachher restlos aus dem frühen erklären; aber eben darum ist es nur scheinbar neu gewesen. Was diese bloßen Verschiebungen und Umkleidungen des geschichtlichen Lebens betrifft, haben die Historisten immer recht, aber immer unrecht haben sie, und immer blamiert sind sie, wo wirklich etwas geschieht, d. h. etwas neues ausbricht. Denn das hatten sie eben nicht erwartet, nicht erwarten können, weil es als Neues unboraussehbar war.

Aus dieser verschiedenen Auffassung über das Wesen des geschichtlichen Lebens ergibt sich nun auch eine verschiedenartige praktische Orientierung in den Problemen der Gegenwart.

Weil die Relativisten vermeinen, alles Neue aus dem Alten kontinuierlich und langsam herauszuwachsen zu sehen, machen sie die Rücksichtnahme auf das Bestehende auch zum obersten taktischen und praktischen Grundsatz: Nur keine Sprünge und gewagten Experimente und radikalen Brüche; für sie ist immer das Spätere und Höhere die natürliche Frucht des Früheren und Niedrigern, der Geist ist Blüte und Frucht der Natur, und daher die Hingabe an das Bestehende der beste Weg, für das bessere Zukünftige zu wirken. Die Vorherrschaft des modernen Entwicklungsgedankens in der Gegenwart hat dieser Denkweise und Praxis einen solchen Rückhalt gegeben, daß sie es wagen darf, alles anders orientierte Denken und Handeln als Schwärmerei, wenn nicht gar als Berrücktheit zu bezeichnen. Und die geschichtliche wie die alltägliche Erfahrung scheinen ihnen auch in der Tat Recht zu geben. Wer hätte z. B. noch nicht bemerkt, daß die ganz natürliche Pietät gegen die Eltern eine Vorschule der Frömmigkeit ist; oder daß die natürliche Reinlichkeit und Ordnung und Disziplin die sittliche Lebensordnung vorbereitet. Dieser Stufenaufbau des

Lebens läßt sich schlechterdings nicht leugnen. Aber eine andere Frage ist, ob sich in ungebrochener Kontinuität das Höhere so aus dem Niedrigen herausentwickelt, oder ob das nur ein Schein ist, und das Aufsteigen zum Höhern tatsächlich doch einen Bruch bedeutet. Das Evangelium wenigstens stellt sich ganz bestimmt auf die letztgenannte Seite. Bei Jesus, wie bei Paulus und Johannes tritt der Gedanke des Bruchs, des Sterb und Werde, des radikalen Neuanfangs gleich deutlich hervor. Und in der Tat zeigt uns jede genauere Betrachtung, daß das Höhere, der Geist, nicht aus dem Niedrigen, der Natur, herauswächst, sondern bloß ihr sich anschmiegt, wie eine Weiche der Eisenbahnschiene. Der Uebergang vollzieht sich leichter, wenn die Weiche eng anliegt, aber die Weiche ist trotzdem aus einem andern Stück als die Schiene. Es handelt sich nicht um ein Hervorbringen, sondern um günstige und ungünstige Lebensbedingungen. Wäre dem nicht so, so wäre immer die natürliche Vorstufe die *conditio sine qua non* für das höhere Geistige, wie die Raupe für den Schmetterling. Das trifft aber eben nicht zu. Gewöhnlich wachsen in gutem Milieu die bessern und in schlechtem die schlechteren Kinder auf; aber es kommt auch vor, daß alle diese Vorstufen übersprungen werden, daß aus einem Böllner von heute auf morgen ein treuer Jünger wird. Der Geist hat es leichter, wenn er sich an günstige Vorbedingungen anschmiegen kann; aber er weht doch wo er will. Und darum ist eben der Grundsatz der Relativisten, der Opportunitäts- und Realpolitiker falsch, daß es nur gelte, möglichst das Gute im Bestehenden zu pflegen, dann wachse daraus das Höhere. Vor lauter engem Anschluß an das Vorhandene verpassen sie den Aufstieg zum Höhern. So werden sie zufriedene oder resignierte und überaus geduldige Kulturphilister. Es sei mir erlaubt, als Beispiel meinen eigenen Stand heranzuziehen. In allerbesten Absicht widmen sich Pfarrer allen möglichen nützlichen Bestrebungen, sie werden, wie Kutter sagt, zu *Commisvoyageur*-pfarrern, haben für alles mögliche Zeit, — alles in dem Gedanken, sozusagen den notwendigen Unterbau für ihr eigentliches Wirken sich zu schaffen, und kommen so immer weiter von diesem „eigentlichen Wirken“ ab. Ein großzügiges Beispiel für diese Art ist der ehemalige Pastor Raumann, ehemals ein feiner, tiefer religiöser Denker, jetzt Kriegstheologe, Rassenhygieniker, ein imperialistischer Politiker und Militarist trotz einem; und warum dieses Hinabsteigen? Eben jenem Dogma zu lieb, daß das Höchste aus dem Niedrigen herauswachse. Wir können dies nennen: das Schaffen von unten her. Das liegt allen „geschichtlich Denkenden“ im Blut; ja es ist die notwendige Konsequenz ihrer Gedanken. Es ist nur eine besondere Form desselben, was besonders wir auf kirchlichem Gebiet so gut kennen; wenn man die Formen pflegt und hütet, in der Hoffnung, sie füllen sich dann einmal mit Geist. Setzt man ja doch auch den Störchen leere Nester auf die Türme, oder hütet die alten, in der Hoffnung sie werden wieder einmal bewohnt werden. Aber es gibt halt Vögel, die es verschmähen,

in ein anderes, als ein selbstgebautes Nest zu sitzen und von solcher Art ist offenbar der Geist. Wir können lange Sitten und unverständliche symbolische Handlung am Leben erhalten, in der Hoffnung, die tote Form werde gleichsam aus sich selber Leben gebären; es ist ganz umsonst. Das ist freilich nicht „geschichtlich gedacht“; aber gerade die Geschichte bestätigt diese Wahrheit, man muß nur dorthin in die Geschichte schauen, wo wirklich etwas geschieht. Alle ganz großen geschichtlichen Bewegungen waren ein Schaffen von oben herab und nicht von unten herauf. Es war immer ein Kühnes sich Hinwegsetzen über das Vorhandene und ein unvermitteltes, unbekümmertes, Hineinstellen des gewaltigen Neuen in die Welt hinein, mochte es nun zu ihr passen, oder nicht. Darum sagt uns der schroffe, unmögliche Prophetismus Israels noch heute etwas. Was hätte wohl Jesus für Spuren hinterlassen, wenn er die Bergpredigt der Wirklichkeit schön angepasst hätte? Hätte je das Christentum gesiegt, wenn schon die Urchristen ihren Frieden mit der Welt geschlossen hätten, mit möglichst sorgfältigem Anschluß an das Bestehende? Und Luther. Man hat ihn ja oft gerühmt als Muster eines geschichtlich denkenden Menschen. Natürlich hat er, als genialer Pädagoge, das Kind nicht mit dem Bad ausgeschüttet. Aber wo wären wir, wenn er so sorgfältig gefragt hätte nach dem „möglichen“? Er wagte es halt, auf die Gefahr hin, daß alles, ja alles zusammenstürze — denn vergessen wir nicht, die damalige kirchliche Einheitskultur war alles. Wäre er der Opportunist gewesen, den manche gern aus ihm machen möchten, so hätte er nie die ungeheuer gefährlichen Postulate: Glaubensautonomie, allgemeines Priestertum, sola fides in die Welt schmeißen dürfen. Sofort jagten damals die geschichtlich Denkenden: so darf man nicht reden, du zerstörst so vieles, was wertvoll ist, du bringst viele um die Sicherheit und Autorität, die sie nötig haben. Ganz recht. Luthers Reformation hat ungeheuer viel wertvolles zerstört, das fangen wir erst heute an so recht zu verstehen. Aber wer von uns möchte ihn aus der Geschichte fortwünschen? Auch Lessing hat es ausgesprochen und ausgelebt: Man muß die Wahrheit sagen, ob auch die Unreifen davon Schaden nehmen könnten; wo etwas durchgreifendes geschehen soll, da hat das kluge Wägen, die Pädagogik und Diplomatie zu verstummen. Wo ist je auf dem Weg bloßer Reform etwas Großes geschaffen worden? Sie muß auch da sein, so gut wie es Kärner geben muß, wenn Könige bauen; aber verkehrt ist es, von der Kärnerarbeit das zu erwarten, wozu es schöpferisches Königswerk braucht.

Versuchen wir noch den Grund anzugeben, warum das Schaffen von unten her nicht weit führt. Schaffen von unten her ist: zusammensetzen aus Stücken, etwas mechanisches, totes. So macht's der Handwerker; er macht zuerst den Schaft und dann die Sohle und zuletzt ist's ein Schuh geworden. Aber das Lebendige geht anders vor: Es schafft immer aus dem Ganzen, organisch. Aus einem Ei wird nicht zuerst ein Kopf und dann ein Rumpf und dann ein Bein und das

andere Bein, bis zuletzt ein Huhn da ist, sondern von Anfang an ist — feinhaut — rätselhaft — das Ganze da.

Aus dem Ganzen heraus werden die Teile gestaltet. Gerade Luther ist uns ein Zeuge dafür. In seinem Sermon von den guten Werken, wehrt er sich grimmig gegen die Auffassung, es gebe einzelne gute Werke, die zusammen den guten Menschen ausmachen; nur ein gutes Werk gibt es und aus diesem fließen von selbst alle guten Teilwerke. Vom schöpferischen Ganzen ausgehen, mit allem Nachdruck dieses Eine was nottut betonen und das Ausgestalten im Einzelnen nicht mehr so wichtig nehmen, das ist die Art aller Großen gewesen. Dieses schöpferische Ganze liegt aber immer im Innersten, im Zentralsten, am schwerst zugänglichen Ort. Das Schaffen aus dem Ganzen ist daher immer zugleich ein Schaffen von innen nach außen. Es muß sich erst im Innern ein Ganzes gebildet haben, ehe nach außen überhaupt etwas sichtbar wird; aber dann freilich kommt auch etwas Ganzes heraus. Das klassische Beispiel hiefür ist wiederum Luther. Wie hat er sich lange gestraubt gegen alle äußere Reform, weil es noch nicht von innen, organisch gekommen, sondern künstliche Maßarbeit gewesen wäre. Aber eine solche Haltung verlangt eben einen ungeheuer starken Glauben an die Innerlichkeit, und ein warten können, eine Geduld ganz anderer Art, als jene Geduld der Anpassung an das Bestehende es ist. Und diese Innerlichkeit, dieser Glaube und Erkenntnis des Ganzen, fehlt eben den Opportunitätspolitikern und den auf dem Boden der Wirklichkeit stehenden Reformleuten. Sie wollen greifbare Erfolge sehen. „Ein Spaz in der Hand u. s. w.“

Es ist eben die gewöhnliche praktisch=handwerkerliche Denkart mit der Devise „eins ums andere“, wie der Straßentehrer Schritt um Schritt den Unrat von der Straße fegt. „Der Worte sind genug gewechselt, nun laßt uns endlich Taten sehen“ heißt ihre Parole und denken nicht daran, daß Taten, nur dann wirkliche Taten sind, wenn sie als reife Früchte von innen herauswachsen. Sie überschätzen die greifbaren Erfolge und unterschätzen entsprechend den Wert der innern Neuorientierung. Sie sagen immer: Besser Hand anlegen, als Worte machen; besser den Internierten helfen, oder sonst nützliche „Kriegsarbeit“ verrichten, als „sich in Deklamationen ergehen über die Unchristlichkeit des Krieges;“ womit das Kämpfen um eine innere Neuorientierung, um einen neuen Geist unter Beifallklatschen der großen Masse, der ja immer der common sens am meisten einleuchtet, lächerlich gemacht wird. Und doch sollte ich meinen, ist vermeiden besser als heilen, neubauen besser als flicken; und das kann nur aus einem neuen Geist heraus geschehen; er also ist das, worauf es ankommt, nicht unreife Surrogattaten. Luther war viel radikaler als die Stürmer in Wittenberg, darum, weil er so viel innerlicher war als sie und nichts halbes mochte. Ein anderes klassisches Beispiel dafür, wie das Innere das Äußere gestaltet und nicht umgekehrt, wie erst die ganze neue Seele da ist und dann, gleichsam von selbst, die Totalität ihre

Neußerungen, ist die Geschichte des Kapitalismus, so wie Sombart, Weber und Trötsch sie uns verstehen lehrten. Aus dem kapitalistischen Geist ist das kapitalistische Wirtschaftssystem geworden, nicht umgekehrt. Und darum hilft auch alles Flick- und Stückwerk schrittweiser Reform nicht daraus heraus, sondern einzig eine radikale Neuorientierung.

Das Schaffen von oben nach unten, das Gestalten von innen nach außen, das Dringen auf das Ganze statt auf die einzelnen Stücke, sind nun nichts anderes, als die Hingabe an das Absolute ohne Rücksicht auf die relativierende Wirklichkeit. Damit haben wir den am Schluß des ersten Teils abgebrochenen Faden wieder angeknüpft, und es fragt sich, ob wir jetzt der Lösung jener Kardinalfrage näher gerückt sind: Ist das Absolute möglich in dieser Welt? Die Antwort muß jetzt lauten: Noch nie ist eine Zeit oder Bewegung oder Persönlichkeit ausgekommen ohne Kompromisse; aber vorwärts gegangen ist es in der Richtung des Absoluten immer nur da, wo einer die Kühnheit hatte, unbeirrt durch die Bedenklichkeit der geschichtlich Denkenden, Ängstlichen, es mit dem zu wagen, was er im Inneren als das Höchste, Unbedingtgute, Unbedingtwertvolle erschaut hatte. Seinen Tribut mußte er wohl auch der harten Wirklichkeit entrichten, aber er tat es sozusagen en passant, wie in einer Paranthese und machte aus dem Kompromiß kein Prinzip. Es mögen zwei dasselbe sagen; aber der Akzent, das was der eine zum Hauptsatz oder Nebensatz macht, die entscheidende Richtung trennt sie um eine Welt auseinander. Ob man von vornherein sich auf das Kompromisseschließen einrichtet und dann leicht vor jedem Hindernis kapituliert, oder aber sich den Kompromiß nur widerstrebend abnötigen läßt, das macht den Unterschied aus zwischen den Relativisten und den „Schwärmern“.

Und nun sind wir noch vor die letzte Frage gestellt: Warum bringen diese „Absoluten“ die Welt mehr vorwärts als die „Relativen“? Woher kommt es, daß das Absolute der harten Wirklichkeitswelt ihre Gesetze aufzwingen kann? Wie tief ist denn jener Brunnen der Innerlichkeit, daß er dem Schöpfenden umso mehr hergibt, je mehr der ihn auszuschöpfen strebt? Mit einem Wort: Woher kommt das Absolute, was steht hinter ihm?

3. Das Unbedingte als metaphysisches Prinzip.

In dieses Problem laufen alle unsere Teilprobleme zusammen, als in den Schlußstein des Gewölbes. Wir können uns diesmal ganz kurz fassen. Das wunderbare, auf dem Boden der natürlichen Welt ganz unverständliche Phänomen des kategorischen Imperatives, der naturüberlegenen geistigen Werte, eröffnet uns den Blick in eine andere Wirklichkeit, eine intelligible Welt. Und zwar eben eine Wirklichkeit, d. h. etwas wirkendes, dessen Schaffen an uns wir wie die Hammerschläge eines Meisters am Steinblock deutlich wahrnehmen, auch wenn sie nicht jeder richtig deutet. Es ist ein Wille, der uns gegenübertritt bestritten und in dessen Rundgebung an uns eben jene Welt der Ideen

und Ideale der sittlichen Zwecke sich uns öffnet, der Sinn des Daseins und die absolute Norm unseres Lebens uns aufleuchten. Als schaffenden Willen erkennen wir aber auch den lebendigen Gott außer uns, vor allem in der Geschichte, wo die Offenbarungstatsachen die Stellen bezeichnen, wo das Göttliche durchgebrochen ist in unsere Welt hinein. Ueberall, wo Gott seinen Meißel angelegt und ein Loch geschlagen hat durch die harte Kruste, genannt Kausalnexus, da ist etwas geschehen, da ist schöpferisches Leben, sind unberechenbare, überraschende neue Kräfte in die Welt hineingekommen. Jeder Mensch hat — das macht ihn zum Menschen — einen Schacht, der in der göttlichen Welt endigt, in seiner Seele, und darum ist auch jede Menschenseele eine Pforte, durch die die ewigen Kräfte in die Sinnenwelt hineinströmen können. In unserer Freiheit liegt es, diese Pforte zu öffnen und zu verschließen — im Glauben, in der Hingabe an jenen Willen, den wir bisher das Absolute genannt haben. Und darum ist das Maß des Glaubens und der Hingabe an das Absolute auch das Maß seiner Wirksamkeit durch uns. An den lebendigen Gott glauben, glauben als an die Kraft, die die Welt umgestalten will, glauben an ein kommendes Gottesreich, heißt also mithelfen es herbeizubringen. In dem Maß als wir glauben, kommt es herbei: Zum letztenmal müssen wir hier unserem beständigen Gegenspieler, dem Relativismus, gegenüber treten. Denn er ist es wiederum, der von einem schaffenden, eingreifenden und durchbrechenden Gott nichts wissen will. Ihm ist die Welt ein geschlossenes System, in das nichts neues hineindringt, sondern wo sich einfach die vorhandenen Kräfte nach den Kausal- und Entwicklungsgesetzen auswirken. Auch Geist, sittlich Absolutes ist vorhanden, aber sozusagen in bestimmtem Quantum, weshalb auch seine Einwirkung auf das übrige Weltgeschehen in bestimmten, konstanten Verhältnissen, in Gesetzen sich ausdrücken läßt. Und das allgemeinste dieser Gesetze ist dies, daß der Einfluß ein sehr schwacher ist, und daher der Fortschritt nicht nur ein kontinuierlicher, sondern auch ein sehr langsamer. Wir haben die Unrichtigkeit dieser Anschauung bereits auf dem Gebiete der Geschichte durchschaut; jetzt können wir sie an ihrem Ursprungsort erst fassen. Jene Theorie vom konstanten Quantum ist eben darum falsch, weil Gott ein lebendiger ist, weil er in der Welt Neues setzt, neue Kräfte einführt, die darum unmöglich aus dem Alten können erschlossen oder berechnet werden; und zwar gibt es umso mehr solcher neuer Kräfte, als Glaube vorhanden ist. Nicht außer uns in sogenannten Gesetzen ist das Maß der göttlichen Wirksamkeit und daher das Tempo der Gottesreichsentwicklung bedingt, sondern in uns. Unsere Trägheit, d. h. das was die Bibel Weltgeist, Sünde und Unglaube nennt, ist die Bremse und der Radschuh. Gott würde uns alles geben, wenn wir dafür jene Pfortlein weit genug aufgemacht hätten. Es ist also durchaus kein Anlaß über das Wort zu spotten: „Das Reich Gottes herbeiglauben.“ Es wird nicht umsonst zuerst im Unservater die Bitte stehen: Dein

Name werde geheiligt, dein Reich komme. Dieser Glaube wird noch mehr als Berge versetzen. Er wird dem Himmelreich Gewalt antun und die Erde mit hineinreißen. Das ist der Sinn der Geschichte, der vergangenen und der gegenwärtigen. Diese Gottesreichsbewegung zu verstehen und uns von ihr ergreifen zu lassen, ist das einzige unbedingt Notwendige.

Emil Brunner.

Prophetenbilder.

VIII. Die Propheten des Exils.

Die großen Propheten waren der Meinung entgegengetreten, daß Jahwe bloß dazu da sei, dem Volk seine nationale Kultur und Wohlfahrt, seine politische Unabhängigkeit zu schützen. Nein, das Volk ist dazu da, den die ganze Welt umfassenden Plänen und ewigen Zielen Jahwes zu dienen, dem göttlichen Reiche der vollkommenen Gerechtigkeit und des wunderbaren Gottesfriedens.

Aber nun teilt sich die von den Propheten ausgehende Bewegung in zwei Strömungen. In einer gewissen Ungeduld, die göttlichen Forderungen sofort zu verwirklichen, trennt die eine das Leben in zwei getrennte Sphären, die geistliche und die weltliche, das Gebiet der Religion und das der Kultur. Sie stellt die Religion als etwas Abgesondertes, Heiliges, mit Gott besonders eng Verbundenes neben das gewöhnliche profane Kulturleben. Man will religiöser Mensch und Kulturmensch zugleich sein, trägt aber beides unvermittelt neben einander in sich. Man will ein Reich Gottes neben den weltlichen Reichen aufrichten. Man glaubt in dieser geistlichen heiligen Lebenssphäre das Reich Gottes schon zu besitzen; man will es herbeiführen auf dem Weg der Gesetzgebung, man muß aber das Ideal im Interesse der praktischen Durchführbarkeit heruntersetzen.

Die andere Strömung hält an der Einheit des Lebens fest. Die religiösen Motive, Kräfte und Ziele sollen die gesamte Kultur durchdringen und sich unterordnen. Das Reich Gottes soll die ganze Welt umfassen und erneuern, die weltliche Kultur soll Weg dazu und Dienst daran werden. So wird zwar der Kultur Selbständigkeit und Eigenwert genommen, aber ihr Wert wird dadurch erhöht, daß sie die höchste, absolute Abzweckung empfängt. Diese Strömung bringt eine ewige Unruhe und Spannung auf ihr unendliches Ziel hin mit und muß dabei auf ein ausführliches Gegenwartsprogramm verzichten. Sie übt scharfe Kritik an jenem neben das Weltleben gestellten „geistlichen“ Treiben. Sie wird darum von der großen Menge als Reduktion der Religion mißverstanden und für unförmig angesehen; aber ihre Einsamen sind doch die großen Bahnbrecher und Wegweiser, Zielgeber und Kraftspender. Jene andere Strömung hat mehr sichtbare Erfolge als sie und gewinnt die Massen für sich, aber auf Kosten der Kraft und Tiefe.